

Roland Borgards

Vroni Schwegler: Open house. Tierstilleben

Vroni Schwegler hat dieser Ausstellung einen auf den ersten Blick vielleicht eingängigen, auf den zweiten Blick aber doch recht eigentümlichen Titel gegeben: Open House, offenes Haus.

Open House – das ist zunächst einmal eine Einladung: Kommt herein und seht, was es hier zu sehen gibt. Oder vielleicht etwas komplizierter, dafür aber genauer: Kommt herein zu mir und teilt mit mir, was zu sehen ich vorschlage. Es ist eine Geste der Gastfreundschaft, die, so stelle ich es mir zumindest vor, ganz grundsätzlich dort von Nöten ist, wo die Künstlerin (oder der Künstler) vom Kunst-Machen weitergeht zum Kunst-Zeigen. Die Künstlerin öffnet ihr Haus und zeigt uns ihre Kunst.

Eine Besonderheit des offenen Hauses besteht darin, dass es seine Einladung nicht an bestimmte Personen richtet, sondern an die Allgemeinheit: Das Haus ist offen, und wer immer kommen mag, soll kommen. Dies verleiht der künstlerischen Gastfreundschaft eine bemerkenswerte Asymmetrie: Alle Gäste kennen die Gastgeberin, aber die Gastgeberin kennt nicht alle Gäste. Damit ist das offene Haus die vielleicht elementarste Form, die Gastfreundschaft überhaupt annehmen kann, ganz ohne Einlasskontrollen, Zugangsbeschränkungen, Türhüter – eine Gastfreundschaft, die sich entschlossen hat, von der Herkunft der Gäste abzusehen und ihnen zu vertrauen. Und auch dies, so stelle ich mir weiter vor, ereignet sich ganz grundsätzlich am Übergang vom Kunst-Machen zum Kunst-Zeigen: ein Zutrauen der Künstlerin in uns Betrachterinnen und Betrachter, dass wir uns gegenüber ihrer Kunst zu benehmen wissen, und dies nicht etwa, weil sie uns kennt, sondern weil sie uns durch ihr Vertrauen, durch ihr offenes Haus, zu vertrauenswürdigen Personen gemacht hat. Vertrauenswürdig sind wir, weil wir Gäste des Hauses sind, das die Künstlerin, in diesem Fall Vroni Schwegler, für uns geöffnet hat.

Eigentümlich ist der Titel, den Vroni Schwegler ihrer Ausstellung gegeben hat, also zunächst einmal deshalb, weil er etwas zur Sprache bringt, was im Zeigen von Kunst in irgendeiner Weise wohl immer am Werk, was aber selten so klar zu spüren ist: die Künstlerin als Gastgeberin eines offenen Hauses. Stellen Sie sich also nachher, wenn Sie durch die Ausstellung gehen, vor, dass Sie als Betrachterin, als Betrachter ein Gast von Vroni Schwegler sind. Nein: stellen Sie es sich nicht vor; machen Sie es sich einfach klar: Sie sind Vroni Schweglers Gast, und zwar nicht ein individuell eingeladenen Gast, sondern jemand, der ein Haus offen sieht und unbekannt betritt. Zu Gast bei Vroni Schwegler: Das meine ich zum einen sehr konkret: das sitzt sie, unsere Gastgeberin; zum anderen aber auch sehr allgemein: was heißt es wohl, als Gast zu sehen? Und womit haben wir das Vertrauen verdient, ohne Ansehen unserer Person zum Sehen eingeladen zu sein?

Nun ist es gar nicht ihr eigenes Haus, in das uns Vroni Schwegler eingeladen hat. Es ist ein ihr vom Kunstverein Neckar-Odenwald zur Verfügung gestelltes Haus. Die Tatsache, dass die Gastgeberin damit selbst zu Gast ist, macht die Frage nach der fundamentalen Gastfreundschaft von Kunst etwas vertrackter, doch das möchte ich für heute beiseite lassen. Einlassen möchte ich mich aber darauf, was jetzt in diesem Haus zu sehen ist: Tierstilleben. So kündigt es der Untertitel der Ausstellung an.

Nehmen wir die Titel-Metapher vom offenen Haus beim Wort, dann können wir uns diese Tiere durchaus als Mitbewohner des Schweglerischen Haushalts denken, den als Gäste zu betrachten wir eingeladen sind. Will man für diese etwas seltsame Idee von den Tieren als Hausmitbewohnern ein wenig philosophischen Rückhalt haben, dann kann man Aristoteles als Zeugen aufrufen, der das Haus, griechisch den oikos, als die Grundeinheit aller gesellschaftlich-politischen Verhältnisse betrachtet und diesen oikos, anders als wir das heute gewohnt sein mögen, ganz ausdrücklich unter Einschluss der Tiere, Aristoteles nennt den pflügenden Ochsen, definiert. Ich zitiere Aristoteles: „Die für jeden Tag bestehende Gemeinschaft ist naturgemäß das Haus (oikos); es sind die, die Charondas ‚Brotkastengenossen‘ nennt, Epimenides aus Kreta aber ‚Krippengenossen‘“.

Das Haus als eine Gemeinschaft von Brotkastengenossen unterschiedlichster Art, oder umgekehrt formuliert: Wo sich zumindest zwei Kreaturen mümmelnd um einen Brotkasten versammeln, da ist ein Haus; wo Brot geteilt wird, da ist ein Haus; wo Kumpanei ist (der Kumpane kommt vom Lateinischen cum panis, mit Brot, der Kumpane ist der Brotgenosse), wo also Kumpanei ist, da ist ein Haus. Wenn wir nun – mit Aristoteles im Rücken – die Tiere in die Brotkastengenossenschaft einbeziehen, dann bekommt es plötzlich eine neue Selbstverständlichkeit, dass das „Open House“, das wir mit dieser Ausstellung betreten, von lauter Tieren mitbewohnt wird. Das scheint mir ein eigentlich offensichtlicher, aber doch leicht zu übersehender Punkt zu sein: Wenn man das Haus (das künstlerische Haus) von Vroni Schwegler betritt, dann sind da Tiere. Dies meint nicht einfach die Tatsache, dass Schwegler Tiere malt (und zeichnet und druckt usw.). Das wäre zu einfach. Es geht vielmehr darum, dass sie die Tiere auf eine Weise malt, die sie zu Mitbewohnern ihres Hauses macht: Vroni Schweglers Kunst nimmt die Tiere in ihre Brotkastengenossenschaft mit auf.

Nun liegen zwei Einwände gegen eine solche Perspektive auf der Hand. Zum einen sind die Tiere, die wir auf diesen Bildern sehen, alle tot. Und wie soll eine Brotkastengenossenschaft mit Toten aussehen? Zum anderen sind es gar keine Tiere, die wir sehen, sondern Bilder. Und wie soll eine Brotkastengenossenschaft mit Bildern aussehen?

Ja: Diese Tiere sind alle tot. Haus- und Brotkastengemeinschaften sind nicht immer und nicht durchweg eine kuschelige, weiche, einfache Sache. Das liegt schon allein daran, dass das, was sich da um den Brotkasten versammelt, Kreaturen sind. Und das, was Kreaturen miteinander teilen, ist ihre Verletzlichkeit, ihre Vulnerabilität, und es ist ihre Sterblichkeit. Im Normalfall bildet diese Verletzlichkeit und Sterblichkeit den Hinter- oder Untergrund eines Oikos, eines Hauses. Vroni Schwegler macht mit ihren toten Tieren diesen Untergrund selbst zum Thema. Dabei zeigt sie nicht einfach die Sterblichkeit der Kreatur; vielmehr nimmt sie die Sterblichkeit der Kreatur mit in ihr Haus auf. Und genau damit fügt sie dem Aristotelischen Oikos einen neuen Aspekt, ich würde sogar sagen, eine neue Einsicht hinzu: Hausgemeinschaften sind Gemeinschaften von verletzlichen und sterblichen Kreaturen. Ein gut geführtes Haus (und „gut geführt“ meine ich hier in einem ethischen Sinn), ein gut geführtes Haus weiß um diese Sterblichkeit, es bemüht sich gewissermaßen um diese Sterblichkeit, was aber wiederum fern von jeder gruftigen Morbidität liegt, insofern auch das „frische Leben“ (wie es einmal bei Georg Büchner heißt) eine der Referenzen ist, die man der Sterblichkeit erweisen kann.

Das „Open House“, das offene Haus, dessen Gäste wir sind, ist also mitbewohnt von sterblichen Kreaturen. Oder noch einmal anders gewendet: Vroni Schwegler zeigt uns die Verletzlichkeit und Sterblichkeit ihres Hauses, und insofern sie ihrerseits Kumpane ihrer Brotgenossen ist, auch ihre eigene Sterblichkeit. Und sie hat das Zutrauen in uns, dass wir mit dem, was wir sehen, vertrauenswürdig umgehen.

In diesem Zusammenhang erzeugt es eigentümliche Resonanzen, dass das Haus, in dem wir uns gerade befinden, eine besondere Geschichte und einen sprechenden Namen hat: „Altes Schlachthaus“. Hier, wo nun die Bilder der toten Tiere hängen, sind sehr, sehr viele Tiere gestorben. Und nicht nur gestorben: Sie sind getötet worden. Und um in der Passivformulierung die aktiv Handelnden nicht zu verbergen: Hier haben Menschen über eine lange Zeit sehr viele Tiere getötet.

Ich glaube nicht, dass Schweglers Bilder diese Tötungen moralisch verurteilen. Überhaupt: Sie sind kein moralischer Kommentar. Aber ich glaube, dass sie es ermöglichen, die Geschichte dieses Hauses ethisch zu bedenken. Schweglers „Open House“ öffnet sich in den Bildern der toten Tiere auch den hier getöteten Tieren, es erinnert daran, dass auch sie verletzte Kreaturen waren. Wir sind zu Gast in einem alten Schlachthaus. Auch das können Sie sich, wenn Sie nachher noch einmal durch die Räume gehen, probenhalber klar machen: Sie sind zu Gast in einem alten Schlachthaus.

Und dann wäre da noch der zweite Hinweis: Wir sehen Bilder, keine Tiere. Und wieso sollte man Bilder als Hausgenossen bezeichnen? Weil, so scheint mir jedenfalls, Schweglers Tierstilleben mit der gleichen künstlerischen Geste, mit der sie die Sterblichkeit der Kreaturen anerkennen, gegen das Verschwinden dieser sterblichen Kreaturen eine Gegenenergie entwickeln, eine Art Re-Animation der Tiere vornehmen (une réanimation des animaux). Das hat viel mit den benutzten Materialien und Techniken zu tun, viel mit der Positionierung der Tiere im Raum, und gewiss auch viel damit, was in den Bildern unausgeführt bleibt und gerade dadurch das Sehen in Bewegung setzt. Ein in dieser Ausstellung aber besonders wichtiges Element ist etwas, mit dem Schwegler nun seit einiger Zeit sehr konsequent arbeitet: Die konstellierende Anordnung mehrerer Tierstilleben an einer Wand. Das „Hasengrab“ mit seinen elf Hasen ist ein gutes Beispiel dafür: eine eindringliche Anerkennung der Sterblichkeit, verbunden mit einer paradoxen Anmutung von Lebendigkeit. Die Tiere beginnen damit ein Kunst-Leben zu führen, das den Tod nicht einfach verdrängt und das getötete Leben auch nicht einfach ersetzt, das aber doch ein Tier-Leben eigenen Rechts zu sein vermag.

Und dann hängen da in diesem Hasengrab auch noch fünf kleine Meisenbilder. Zum einen ist das natürlich als ein Hinweis darauf zu sehen, dass das Hasengrab im Grunde ein Kreaturengrab ist, ein Epitaph auf die Sterblichkeit der Kreatur. Zum anderen aber zieht damit auch eine gewisse Heiterkeit in die Komposition ein, eine keineswegs überhebliche, vielmehr eine fast zärtliche Heiterkeit, die die Konturen von Hasen und Meisen in ein rhythmisches Spiel versetzt.

Ein Haus, in dem die Verletzlichkeit aller Brotgenossen unablässig vor Augen steht. Ein Haus, in dem auf die Sterblichkeit der Kreaturen die Lebendigkeit der Kunst antwortet. Und ein Haus, das in überraschenden Augenblicken eine leise Heiterkeit auszustrahlen beginnt. Dieses Haus hat Vroni Schwegler heute für uns geöffnet. Seien wir seine Gäste.

Prof. Dr. Roland Borgards, 2018
Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main